

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 137.

Samstag, 30. Mai.

1931.

„An alle!“ / 20 000 Mark Belohnung!

Die Geschichte eines Plakates und seiner Folgen.

(6. Fortsetzung.)

Von E. Thäuner.

(Nachdruck verboten.)

Viertes Kapitel.

Siegfried Riese, der, mit übergeschlagenen Beinen auf der Ludentafel kummelnd, seinem Freunde Hübner in genauester Reihenfolge und krassester Schwarz-weiß-Malerei die abenteuerlichen Begebenheiten der letzten Stunden schilderte und eben die „niederträchtige Schandfigur“ des Kellners entwarf, blieb mitten im Wort stehen. Wie vom Schlage gerührt.

Das blühaste Heruntergleiten von seiner nicht gerade ortsüblichen Sitzgelegenheit, das rudartige Vorschleppen des Körpers waren mechanische Reflexbewegungen, ausgelöst durch die Gestalt, die in diesem Augenblick nichtsahnend die Woernerische Buchhandlung betrat.

Sein Atem erstarb im Halse. Die Hand irrte zitternd zum Krawattenknoten.

Bimbambuli, alles andere im Leben hätte er eher erwartet, hätte einen lundengeschürzten, nasenberingten Urwaldneger mit snobistischer Gelassenheit übersehen, einfach übersehen, aber dieses Gesicht, diese Frau —

Können sich vermessene und fast uneingestandene Wunschträume und sehnstüchtige Phantasien zu einer rätselhaften Macht verdichten, die das Unbegreifliche, schier Unmögliche möglich und greifbar macht?

Fernhypnose? — Seelenmagnetismus? — Begriffe, deren Wesenskern ihm unklar und verschleiert war, warfen statt Erläuterungen und sachlicher Lösung doppelte Verwirrung und Hilflosigkeit in sein Hirn.

Schlagwörter: Kalir, Kismet, Nirwana, Buddhismus hoben sich aus der staubigen Versenkung gespeicherter Eindrücke und Erinnerungen und vollführten einen grotesken, blödsinnigen Tanz.

Bis energisch, wenn auch mit sichtlichster Anstrengung, kalte Vernunft von blindem, höchst unkompliziertem Zufall dazwischenredete.

Lächerlich, warum soll man in derselben Straße eine Frau nicht zufällig wiedertreffen? — Man geht so oft an den gleichen Menschen vorbei. Erkennt und beachtet sie nicht, weil man sie eben nicht kennt. Der Pol, um den diese Meditationen und Reminiszenzen kreisten, blieb völlig unberührt, offenbarte nicht den leisesten Willen zur Fühlungnahme.

„Einen Detektivroman, bitte! Was können Sie von Neueingängen empfehlen?“

Sie alle drei, „Herr“ Krampfe, der bedienende junge Mann, mit keimenden Bartstoppeln, einjähriger ausgelernter Tätigkeit und ebenso altem Anspruch auf die Kombination seines Namens mit dem schmückenden, erhebenden Beiwort „Herr“, Heinz Hübner, der im Kundenverkehr routinierte Geschäftsführer, und Siegfried Riese, Handlungsreisender und Phantast, dachten in diesem Moment den gleichen Gedanken:

Haha, auch eine, die zwanzigtausend Mark einheimen möchte und sich theoretisch die erste Anleitung beschafft.

Nur daß die drei auf den Wunsch der Kundin sehr unterschiedlich reagierte. „Herr“ Krampfe verbara

ein heimliches Grinsen unter der Maske berufsmäßiger Devotion und stürzte an die betreffende Abteilung. Hübner fand es plötzlich unerlässlich, sich selbst zu bemühen, und mußte von Siegfried durch Ellenbogenkniffe und vielsagendes Augenzwinkern zurückgehalten werden.

Siegfried überlegte. Ihr beiderseitiger Entschluß dünkte ihm die goldene Brücke zu einem Kennenlernen.

Oh, ob sie dies Verbrechergesindel so glühend haßt wie er? Nun, er wird sie schon zu seinem Fanatismus bekehren, gemeinsam mit ihr „arbeiten“. Nicht als finanzieller Konkurrent! Oh nein! Er würde ihr die zwanzigtausend Mark zu Füßen legen mit ritterlichem Lächeln und himmlischer Freigebigkeit.

Und vom Feuer der Begeisterung gepackt, machte Siegfried eine weitausholende Handbewegung, als würde er bereits die Tausendmarknoten mit lässiger Grandezza auf den Ludentisch.

Er hatte im Augenblick total vergessen, mit welchem blutendem Herzen und schmerzlichem Weg er sich an jedem Monatsersten von den Zehnmarkscheinen trennte, die Frau kulierte, seine Wirtin, gegen ein verfrühtes Rechnungsformular lieblos in die Tasche sperrte.

Mut in die Knochen, dachte Siegfried und warf sich innerlich in eine Napoleonspose. „Es muß etwas geschehen!“

Dieses: „Es muß etwas geschehen!“, war der Generalnenner, auf den Siegfried seine Ratlosigkeit in allen erdenklichen Fällen zu bringen pflegte. Meist grübelte er so lange darüber nach, daß „etwas geschehen müsse“, daß in Wirklichkeit — gar nichts geschah.

Heute war das anders! Heute mußte — Aber was? „Ja, mein Lieber, Frauen muß man imponieren“, pflegte Hübner zu sagen und damit sein sieghaftes Glück beim „schwachen“ Geschlecht zu explizieren.

Also holte Siegfried einen keller tiefen Atemzug, räusperte sich und schoß los, mit dem Elan eines Schmierentomödianten, der seinen großen Monolog beginnt:

„Die zwanzigtausend Mark sind mir so gut wie sicher! Hm. Ich habe mich bereits orientiert, meine Vorbereitungen getroffen. Bis jetzt klappt alles wunderbar.“

Seine Blicke umklammerten die Frau mit der fiebernden Spannung eines Gelehrten, der nach tage- und nächtelangen Versuchen das chemische Resultat in der Retorte erwartet. Wird sich eine vage Vermutung bestätigen? Das Experiment glückte.

Die Fremde hielt im Durchblättern des Buches inne, stierte unterwandt auf eine Stelle zwischen den Zeilen, und senkte den Kopf.

„Hals- und Beinbruch zu deinem neuen Beruf!“, lachte Hübner. „Ich habe dich bekanntlich für einen tüchtigen Kerl gehalten!“

Die Augen über dem gelbgehefteten Wallace gleiten die Bücherreihen entlang zu Siegfried hin.

Unter der mattröten Puderschicht weicht für Sekunden das Blut aus Méribels Wangen. Keine Muskel zuckt im Gesicht. Aber die Finger streichen in nervöser Erregung durch die Seiten.

Ausgeschlossenen, daß sie sich täuscht. Ihr Gedächtnis für Personen, Räume, die einmal ihre Interessensphäre gestreift, könnte mit der bestgeführten Kartothek konkurrieren. — Ihm verdankt sie ein gut Teil ihres Erfolges! Sie könnte bei zeichnerischem Talent mühelos Gesichter fixieren, die in entscheidenden Momenten und Rollen vor Jahren, vielleicht nur flüchtig ihren Weg kreuzten. Könnte mit allen Details das weiße Louis-XIV.-Zimmer rekonstruieren, aus dem sie in Mentone die goldene Tabatiere stahl.

Verd... — Das ist der Mensch, der sie vormittags im Treppenslur so auffällig musterte. Ich habe mich orientiert, natürlich! Dieses komische Zeitungsblatt — das dumme Ding, das unten wohnte — gesprochen hatte auch keiner.

Ihre Gedanken arbeiten frampshaft. Kombinieren, Variieren.

Fliehen? Hm. Vielleicht töricht. — Vogelstraußpolitik kleinlicher Stümper. Sie war gewohnt mit höchstem Einsatz zu spielen, wagend zu gewinnen! — Tollkühnheit als letzte Waffe der Verzweiflung! — Was weiß er? Was weiß man?

Dabei sieht der Junge so harmlos aus! Glüht Verehrung und Bewunderung! — Wohl der neueste Trick? — Einer von denen, „Die im Schafspelz kommen zu euch, innen aber reizende Wölfe sind.“ So einen Komplizen könnte —

Da steht er plötzlich neben ihr.

„Verzeihung, Gnädigste, darf ich mir die Frage gestatten (berufliche, blutgewordene Gewohnheit läßt sich selbst in galanten Situationen nicht ganz verleugnen), ob ich Ihnen bei der schwierigen Auswahl behilflich sein darf?“

Sie schaut leicht auf. „Mit der Erfahrung des Literaten oder des — Kriminalisten?“

„O, Sie wollen sich über mich lustig machen.“

„Durchaus nicht. Ich hörte ganz zufällig Ihre Bemerkung über Ihren phantastischen Erfolg.“

Eine Sekunde spürt Siegfried eine Anwandlung zu fluntern. Eine verwegene und romantische Erzählung zu erdichten, die sein unscheinbares Ich aus der flachen, unbedeutenden Alltäglichkeit herauszaubert und in den Augen der Fremden interessiert und beachtenswert erscheinen läßt.

Denn kaum, daß er die ersten Worte mit ihr wechselte, peinigt ihn die Angst, sie könnte unvermittelt — wie sie aufgetaucht — ihm den Rücken kehren, den Läden verlassen, verschluckt werden von der Spur- und Namenlosigkeit der Großstadt. Und doch tut er nichts dergleichen. Würde sie lächeln, ironisch, geringschätzig oder ungläubig, es wäre sicher das Leichteste von der Welt, das Blaue vom Himmel zu lügen. Ihre konventionelle, innerlich unbeteiligte und gleichbleibende Liebenswürdigkeit jedoch macht ihn klein und feige und zage. Und er erwidert stotternd:

„Ach, von wirklichen Verdiensten kann noch gar nicht die Rede sein. Ich habe nur heute so unbändiges Glück gehabt. Das Glück, Ihnen am Vormittage zu begegnen und Sie dann hier wiederzutreffen.“

„Ja, was habe ich denn mit Ihren kriminalistischen Recherchen zu tun?“ Sie sieht ihn nicht an dabei. Stiert auf die Wände mit den Schnüren von Bücherücken. Und kann sich des Gefühls nicht erwehren, daß diese Wände auf sie zukommen, sie einengen, wie die Mauern einer Gefängniszelle.

Wenn man nur einzig wieder draußen wäre. Auf der Straße, mit ihren zahllosen Möglichkeiten und Gelegenheiten, unterzutauchen und zu verschwinden.

„Wollen Sie mich ein Stüchchen begleiten und meine Frage beantworten? Ich bin so neugierig.“

Und während „Herr“ Krampke den verkauften Wallace in Einschlagpapier und einen Gummiring spannt, riskiert Siegfried in der schwarzen Glas Scheibe links am Eingang eilig und heimlich eine Musterung seines Konterfells und fährt verstohlen und blig-

schwind mit den Stiefelkappen einige Male die Socken entlang.

Mit der bestreidendsten und distinguierten Frau zu plaudern, ist ein Kinderspiel, so lange sie als beglückende Fata Morgana vor uns schwebt, es ist ungleich schwerer, diese Frau zu unterhalten, wenn sie in Wirklichkeit neben uns hergeht.

Seit zehn Minuten hatte es Siegfried Riese mit ernüchternder Deutlichkeit erkannt. Seit zehn Minuten ging er neben Méribel, berauscht von ihrem Gang, ihrer Stimme, der bloßen Tatsache ihrer Gegenwart. Zermartert von der Frage: Wer mag sie sein? Wie heißt sie?

Seit zehn Minuten kletterte seine Neugier in derselben Kurve zum Siedepunkt empor, in der die seiner Begleiterin zum Nullpunkt sank.

Einige geschickte Fragen und diplomatische Winkelzüge haben ihr hinreichend bewiesen, daß ihre Angst und ihr Verdacht unbegründet und ihr vermeintlicher Verfolger ein schültern und gehemmter Liebhaber und ihr in keiner Weise gefährlich ist.

Ich könnte ihn nun ganz einfach unter der ersten besten Entschuldigung an der nächsten Straßenecke verabschieden, denkt sie, ihn kurzerhand beiseiteschieben, wie man seine Abendzeitung in der Tram liegen läßt, nachdem man ihr alles Wissenswerte entnommen. Ein wertloses Stück Papier.

Warum tue ich es nicht? Aus Langeweile? Zum Zeitvertreib? Vielleicht — und — weil es mich beinahe amüsiert.

Ihre geballte Stimmung ist in eine fast übermütige Heiterkeit umgeschlagen. Sie hat angesichts Siegfrieds blinder Einfalt ihre natürliche Sicherheit und damit ihre schauspielerische Virtuosität wiedererlangt und kokettiert belustigt unter der Maske kühlster Bornehmlichkeit mit weltlichmerzlichem Einschlag (charakterisiert durch müde Lider, matt-trauriges Lächeln, weiche gedehnte Sprache), dieser erprobtesten Verhöhnung weiblichen Raffinements, der Männer so willig zum Opfer fallen, selbst wenn sie in der *connaissance d'amour* erfahrener sind als der kleine Handlungsreisende Siegfried Riese. Dieser Maske, derentwegen der bide Bankier in Deauville sich erschöpf und Mäster Heatsgerford davon Abstand nahm, sie der Polizei zu übergeben, als er sie mit seiner Briefftasche ertappte.

Indessen liegt Siegfried in stetem und erbittertem Kampf um ein passendes Gesprächsthema. Über die Schilderung seines Lebens und seiner bisherigen Tätigkeit ist er bei seinen jüngsten Plänen gelandet.

„Ich bewundere Ihren Mut und Ihren Unternehmungsgeist“, staunt Méribel, „ich selbst, ich wüßte in solchen Dingen so gar nicht Bescheid.“

„Na ja, eine Frau“, unterbricht Siegfried. Und ist gleich darauf sehr bestürzt über seinen Einwurf. Sie könnte ihn als Geringschätzung auffassen, und er soll doch nur Ausdruck der Verehrung sein. Ach, er möchte ihre Hand küssen, wenn sie nicht auf der Straße wären und wenn — wenn er die Kühnheit dazu aufbrächte.

„Sie haben recht! Das ist nichts für Frauen! Übrigens, was gedenken Sie zunächst zu tun?“

(Fortsetzung folgt.)

Birke und Tanne.

Schlank hebt die Birke sich in Maienglanz,
Bunt blühen kleine Blumen ihr zu Füßen.
Sie scheint zu schweben über Frühlingswiesen,
Jungfräulich-weiß, in lichtestem Tanz.
Blaugrün umschmiegt sie flitterdünnes Kleid.
Die Arme schwingen jubelnde Beweuna,
Indes zur Seite starr und ohne Regung
Die dunkle Tanne träumt von Winterzeit.
Wohl rieselt Sonne, die das Leben weckt,
Auch ihr sanftwärmend durch die alten Glieder.
Doch fast voll Sehnsucht denkt des Tags sie wieder,
Da Schnee mit Silbersternen sie bestedt,
Da sie die Schönste war im weißen Lande
Und Weihnachtsglanz in ihren Zweigen brannte.
Heinrich Leis.

Perlen und Tränen.

Von Bruno H. Bürgel.

Einer, den das Glück verfolgte. — Tragödien um Perlen. — Perlen sind winzige Särge. — Künstliche Perlen sind „echt“. — Perlen in Kotosnüssen?

Perlen — so sagt das Sprichwort — bedeuten Tränen! Kein Zweifel, daß um diesen „versteinten Mondglanz“ schon unzählige Tränen geflossen sind, nicht nur aus den Augen schöner Frauen, die einen erhofften Perlenschmuck nicht bekommen haben oder ihn nach Zeiten des Glanzes in Zeiten der Not wieder veräußern mußten, sondern auch von so manchem freigiebigem Kavalier, den die Perlen und die Liebe ruinierten und der dann mit einem lauten Knall von der Bühne des Lebens abtrat, auf der unausgesetzt Tragikomödien gespielt werden. Aber am meisten Tränen sind wohl um die unzähligen Perlenfischer an den Küsten des Persischen Golfes geflossen, die bei ihrem gefährlichen Gewerbe umgekommen sind. Da liegen drunten auf den Muschelbänken des Meeres die Perlmuscheln. Unablässig tauchen die armen Fischer hinab, holen sie in Massen aus der kalten grünschillernden Tiefe und werfen sie in den heißen Uferstrand, wo die Sonne sie tötet und verwesen läßt. Nach einiger Zeit fallen die Muschelschalen von selbst auseinander und die Taucher wühlen nun in dem Brei, der nicht nach Ambra und Schirastosen duftet, um nach Perlen zu suchen. Es ist ein Hungergeschäft wie andere auch, denn selten findet sich die begehrte Kostbarkeit.

Glück muß der Mensch in allen Berufen und in allen Lebenslagen haben! Kürzlich ging eine Notiz über einen Perlenfischer durch die englischen Zeitungen, den die Göttin Fortuna besonders warm an ihr Herz drückte. Seine Geschichte verdient erzählt zu werden. Es handelt sich um einen armen Araber, der nahe bei Basra wohnhaft war und sich lange Jahre in kümmerlicher Weise durch das Leben schlug, indem er die Steine von Datteln sammelte und verkaufte, die als Viehfutter verwendet werden. Da es ihm gar zu jämmerlich bei diesem Geschäft ging, versuchte er sein Glück als Perlenfischer drunten am Persischen Golf. Gleich in den ersten Tagen gelang diesem Dalal Montari, so ist sein Name, ein unerhörter Fund: er fischte eine der kostbarsten Perlen, die je aus einem Muscheltier zutage gefördert wurden, eine Riesenperle von wundervollem Glanz. Sie brachte auf dem Pariser Perlenmarkt 50 000 Rupinen, etwa 75 000 M. Aber diesem armseligen ehemaligen Dattelfern-Händler, war das Glück so treu, daß es sich auch, wie man sagt, durch Fußtritte nicht vertreiben ließ. In zwei Jahren hatte er Perlen im Gesamtwert von annähernd 4 Millionen M. erbeutet. Jetzt hat er sich von seiner Tätigkeit zurückgezogen, hat in der Nähe von Basra die schönste Dattelpflanzung für eine halbe Million M. gekauft und preist Allah, der groß ist und gerecht und es den Seinen im Schlaf schenkt.

Kurz vor dem Kriege hat die Königin von Spanien ein Perlenhalsband im Werte von 800 000 M. in Paris gekauft; nun sitzt sie im Exil und gäbe wahrscheinlich alle Perlen her, wenn sie noch im Estorial leben könnte. Als die Zarin in dem schrecklichen Keller des Hauses Spatiess zu Zeltarinenburg mit Revolvergeschüssen von den Bolschewisten getötet wurde, fand man in ihren Unterkleidern eine große Anzahl sehr wertvoller Perlen versteckt und andere trugen die gleichfalls erschossenen Töchter des Zarenpaares bei sich. Wieviel lezte Hoffnungen, Hoffnungen auf Flucht, Befreiung, Hilfe, die mit diesem Besitz erkaufte werden sollten, knüpften sich an diese Perlen! Kleopatra, die lezte ägyptische Königin, die nicht mit ihren Heeren, aber mit ihrer Schönheit und ihren Liebeskünsten die Feldherren der Römer besiegte, wollte einst dem Antonius beweisen, daß sie seine Liebe nicht aus Habgier und Berechnung suchte. Sie hatte den tollen Gedanken, die größte und teuerste Perle der Welt, ein Schmuckstück im Werte von etwa 1½ Millionen Mark, in einem Pokal mit Weinessig aufzulösen und ihn auf das Wohl dieses römischen Heerführers, ihres Geliebten, zu trinken. Als später Augustus kam und ihre Heere besiegte, konnte sie das teure Experiment nicht ein zweitesmal wiederholen; es hätte ihr bei diesem sehr kühlen Römer auch nichts genutzt, und so schied sie freiwillig, sich dem Biß einer giftigen Schlange auskennend, die sie in ihrem Kabinett hielt, aus dem Leben.

So lange die Menschen sich schmücken, haben Perlen die Freude und Bewunderung erregt, und doch sind Perlen im Grunde nichts anderes als winzige Särge, schöner noch als der Kristallfarg der Märchenprinzessin Schneewittchen. Aber kein Prinzchen ist darin eingebettet, sondern ein im Grunde häßliches Wesen, nämlich ein Eingeweidewurm, dessen sich das Muscheltier entledigte, indem es ihn mit der Perlmasse umkapselte, einjargte. Das ist zwar

längst bekannt, aber eingehende Arbeiten und Untersuchungen über die ganze Frage lieferte doch erst einige Jahre vor dem Kriege der englische Zoologe Jamelson. Seiner Überzeugung nach stammen diese Würmer von Vögeln, die in großen Scharen bei den Muschelbänken haufen; jedenfalls fand er in den Eingeweiden dieser Vögel tausende von ausgewachsenen Würmern der gleichen Art. Der Forscher führt aus, daß die Wurmeier durch diese Vögel ins Wasser gelangen und dann in die Weichteile der Muscheltiere einwandern. Die dadurch entstehende Reizung veranlaßt Ausscheidungen des Muscheltieres, die endlich zum Absterben des unerwünschten Gastes führen. Eine kalthaltige Absonderung besonderer Art umschließt den abgestorbenen Körper; das Muscheltier zimmert also tatsächlich einen Sarg für den erledigten Plagegeist, eben das, was wir eine „Perle“ nennen. Jamelson hat außerordentlich viele Perlen untersucht und überall im Innern die unerkennbaren Reste dieser Eingeweidewürmer gefunden. Es wird zwar auch behauptet, daß zufällig in die Weichteile der Muschel eingedrungene scharfzahnartige Sandkörner zur Verhinderung anregen können, aber der englische Zoologe hat dafür keine Beweise erbringen können. Daß derlei doch wohl vorkommt, zeigt einwandfrei die Art, in der man in Japan künstliche Perlen erzeugt, die doch aber eigentlich durchaus echte Perlen sind, weil auch hier das Muscheltier am Werk ist. Taucher schafften junge Muscheln nach oben, man öffnet sie vorsichtig, bringt ein winziges Körnchen, gewöhnlich kleine Bleistückchen in den Weichteilen unter und setzt die Muschel wieder ins Meer. Nach einiger Zeit hat die unbezahlte Zwangsarbeiterin den Fremdkörper umkapselt, und die künstliche Perle ist fertig. Kenner behaupten allerdings, daß sie wohl der Form wie dem Glanz nach sehr von den Perlen unterscheiden sind, die die Natur ohne Eingriff des Menschen erzeugt. Erzwungene und nicht bezahlte Arbeit ist halt immer minderwertig!

Übrigens sollen auch, wenngleich ungemein selten, Perlen in Kotosnüssen gefunden werden. Der Wissenschaft sind aber nur zwei oder drei wirklich beobachtete Fälle bekannt. Auch in der Milch der Kotosnuss sind Kalkfalte enthalten, und es kommt in seltenen Fällen vor, daß sich um einen abgestorbenen Keimling im Inneren der Nuss Kalkfalte ablagern, die ihn umkapseln. So entsteht auch dort eine Perle, die allerdings in der Form wie vor allem im Glanz wenig an die Perlen erinnert, die die Perlmuschel erzeugt. Es wäre besser, wenn die Dinge umgekehrt lägen, denn die Gebeine armer Perlenfischer, die im heißen Sande der Koromandelküste und an der Meerenge bei Ceylon bleichen, zeugen von den Gefahren und von Not und Tränen, die mit Perlen untrennbar verbunden scheinen. Aber auch dort hat das Leben sein selbstiges Doppelf Gesicht, wimmelt es doch während der großen Fischzeit von Musikanten, Tanzmädchen, Gauklern, Haisfischschwörern, Händlern und Gaunern, und alles lebt von Perlen, die Brot und Liebe, Lust und Tod bringen.

Eine unglückliche Frau.

Von Christa Fudel.

Eine der bedeutendsten lebenden Tragödiinnen Italiens, Emma Gramatica hat anlässlich ihrer Gastspiele in Deutschland Gelegenheit gehabt, Maria Orska kennen zu lernen. Folgende sind ihre Eindrücke, die sie von der unglücklichen Frau bekam.

Arme-Maria Orska! Wenn ich an sie zurückdenke, fühle ich ein tiefes Weh. Ich sehe sie noch lebendig vor mir, klein, schmal, rassist, mit den brennenden schwarzen Augen und dem tiefschwarzen vollen Haar. Ihre Haut war olivfarben, sie hatte das Gesicht einer Spanierin, war eine Polin und zählte zu den besten Schauspielern Deutschlands. Zweimal hatte ich Gelegenheit, ihr zu begegnen. Das erste Mal in Wien, wo ich ein Gastspiel gab. Damals lernte ich sie kennen, wir versöhnten uns und wurden Freundinnen. Man hatte mir nämlich gesagt, daß sie während auf mich war, weil ich vor ihr die erste Abendvorstellung gab. Mir war davon nichts bekannt und es tat mir leid, daß sie denken konnte, ich wollte mich aufdrängen. Von der Bühne aus beobachtete ich sie. Sie saß in der Profeniumloge, schwarz gekleidet, ihre Augen verschlangen mich mit tiefer Aufmerksamkeit, aber mit großer Abwehr. Im Laufe meines Spiels wurde ihre Haltung immer gespannter, ihr Gesicht blasser, ihre Augen glühender.

Als ich in meiner Garderobe saß, hörte ich plötzlich eine etwas schrille, energische Stimme, die Tür flog auf und ein kleines schwarzes Etwas umschlang mich, küßte mich und wollte nicht von mir lassen. Immer, immer wieder rief sie meinen Namen. Wir entschuldigten uns gegenseitig, wir baten uns um Verzeihung, unsere gemeinsame Kunst hatte uns in einem Augenblick nahe gebracht! Was war in dieser schon vom Rauschgift vergifteten fast gebrochenen Seele vor sich gegangen?

Einmal, später, sah ich sie in der „Amoureuse“ von Portoriche spielen. Selten sah ich ein so fein besetztes Spiel. Das Publikum vergötterte sie und doch wußte ich sie totunglücklich. Ihre Mutter begleitete sie überall und war in fortwährender Sorge um dieses einzig begabte, so traurig veranlagte Kind. Stand es doch unter einem unheimlichen furchtbaren Zwang. Diese einzigartige Frau war Morphimistin, Kokainistin, sie trank und rauchte, sie aß fast nichts und hatte nur immer das Bedürfnis, sich zu berauschen. Diese Kraft war stärker als sie, als ihre Kunst, die sie doch über alles liebte.

Einhalb Jahre nach unserer ersten Begegnung war ich in Berlin, auch anfänglich eines Gastspiels. Da bekam ich ein paar Zeilen von ihr. „Bitte, besuchen Sie mich doch, ich liege krank in der Klinik“. Sofort eilte ich zu ihr. Sie lag in einem kleinen, bescheidenen, äußerst einfachen Zimmer. Die elegante Frau! In einem kleinen schmalen eisernen Bett, sie trug gestreifte Pijamas, die ihr das Aussehen einer Gesangenen gaben. Ihr Körper war fast zu einem Skelett abgemagert. Das Gesicht fahlig und gelb, der Mund dünnlippig und verzehrt, die wunderschönen Augen halbgeschlossen, ausdruckslos. Das Fieber schüttelte diesen armen, von der Leidenschaft vernichteten Körper, sie lag kraftlos da und hielt nur in den dünnen langen Fingern die ewig brennende Zigarette. Ihre Sprache war rau und leise, sie schien von Zeit zu Zeit einzuschlummern, erwachte dann wieder, führte die Zigarette an die Lippen, ließ sie energielos auf die weißen Bettlaken fallen. die Zigarette brannte einen dunklen Fleck auf die Leinwand, ich nahm sie ihr fort und gleich hatte sie eine andere in der Hand.

„Aber warum läßt man Sie rauchen, warum verbietet man es Ihnen nicht?“ fragte ich.

„Man kann mir doch nicht alles verbieten“ war ihre Antwort.

„Aber Sie töten sich“

„Aber meine Liebe, ich will mich töten“ Ein trockener, zäher Husten rüttelte fortwährend an ihr und wenn ich ihr zu nahe kommen wollte, um besser das, was sie sagte, zu verstehen, wehrte sie ab. Sie freute sich unglaublich über mein Kommen. Dann versuchte ich sie zur Besserung zu bringen, obwohl ich wußte, es war bestimmt vergebliche Mühe. niemand konnte diese Frau mehr retten. „Maria, sagte ich, Sie besitzen doch alles, was eine Frau sich nur wünschen kann, Sie sind begabt über alles, jung, haben einen ungemeinen Reiz für jeden Menschen. Sie könnten glücklich, so so reich sein. Ihre Kunst erhebt sich über die Menschen, Sie haben auch keine materiellen Sorgen, warum zerstören Sie sich so, warum gehen Sie nicht gegen diese unselige Leidenschaft. . . warum töten Sie sich?“

„Ich will mich töten“, war ihre einzige immer wiederkehrende Antwort.

Sie sprach zu mir über ihr Leben, über ihre so geliebte und so traurig ums Leben gekommene Schwester:

„Sie war mit einem italienischen Edelmann verheiratet. Eines Abends, in Wien, nach einem reichlichen Abendbrot mit Sekt, vielleicht auch unter dem Einfluß von Kokain, ließ sie sich hinarbeiten, Beleidigungen gegen anwesende deutsche Offiziere auszustoßen. Man schleppte sie fort. Ich lehrte vom Theater zurück, sah, daß sie noch Licht hatte, rief sie an, aber sie gab keine Antwort. So rief ich ihr durch die Tür ein „Gute Nacht“ zu und begab mich in mein Zimmer. Am andern Morgen erschien sie nicht. Ich wurde unruhig, schaute durch das Schlüsselloch. sah am Fenster eine unbestimmte Form hängen, ließ die Tür aufbrechen und da hing ihre Gestalt schon kalt am Fensterrahmen. Wie habe ich es verstanden. Sie hat sich doch auch getötet. Warum? und warum muß ich mich auch töten? Wer weiß.“

Diese unglückselige Geschichte war mir nichts Neues, alle Blätter hatten damals von diesem Tod erzählt, aber von diesen trockenen Lippen gesprochen, klang sie wohl anders, grausig und erschütternd. Maria Orla sprach auch von ihrem Mann, den sie noch liebte und von dem sie geschieden war. Oder bildete sie sich die Liebe in ihrem kranken und überreizten Gehirn ein? Was ist in einer solchen Seele Dichtung und was Wahrheit?

Stundenlang war ich bei ihr, sie wollte mich gar nicht fortlassen. Zuletzt als ich mich verabschiedete, sagte sie noch: „Sie kommen doch heute abend ins Theater? Ich spiele nämlich“

Ich versprach es ihr wohl, aber ich nahm es nicht ernst. . . . wie wollte sie spielen und wo die Kraft hernehmen?

„Kommen Sie bestimmt“, rief sie mir noch in der Tür zu, „ich werde nur für Sie spielen“

Abends ging ich ins Theater in der vollen Überzeugung, daß die Orla unmöglich kommen konnte. Ich erlebte die größte Überraschung meines Lebens. Da stand sie auf der Bühne und spielte. Und wie sie spielte, nie werde ich den tiefen Eindruck vergessen. Eine große Anmut war in ihren Bewegungen, alles an ihr sprach, sie schien eine andere, eine ganz andere, sie gab wie unter dem Einfluß einer übernatürlichen Kraft das Beste her, was ihr zu Gebot stand. Ich konnte das Wunder nicht fassen; war das dieselbe Frau, die ich vor einigen Stunden fast sterbend in ihrem kleinen eisernen Bett gesehen hatte.

Nach der Vorstellung ging ich zu ihr. Sie lag wieder apatisch auf der Chaiselongue, hielt ihre Zigarette in der Hand, sah alt, verfallen aus und konnte kaum sprechen.

„Wie wundervoll Sie gespielt haben, Maria“, sagte ich, „und nicht ein einziges Mal haben Sie gehustet“

„Wenn ich spiele, leide ich nie“, erwiderte sie mir.

Ich kenne aus eigener Erfahrung diese Kraft, die uns den Alltag vergessen läßt, die uns über die kleinen Leiden des Körpers und die großen Leiden der Seele einfach hinaushebt. freilich man fällt nachher desto tiefer hinein! Hätte diese Frau immer spielen können, wäre sie vielleicht gesund geblieben. wer weiß. Sie kämpfte gegen das Leben, wie andere gegen den Tod kämpfen. Warum gab sie sich so ihrer Einsamkeit hin? Hatte die Seele den Körper bezwungen oder umgekehrt?

Arme Frau!

Welt u. Wissen

Seltene Photographien. Der Berufsphotograph hat gewöhnlich möglichst freundliche und hübsche Aufnahmen von seinen Kunden zu machen, aber bisweilen erhält er auch seltsame Aufträge, bei denen es sich durchaus um keine anziehenden Gegenstände handelt. So beauftragte kürzlich ein Herr einen Photographen, ein Ei möglichst deutlich und naturgetreu im Lichtbild wiederzugeben. Auf dieses Ei war nämlich ein Testament geschrieben, und da dieser eigenartige letzte Wille selbst bei Gericht niedergelegt werden mußte, so hatte der Anwalt darauf bestanden, daß vorher eine Photographie gemacht werde, um auf diese Weise eine zweite Ausfertigung des seltsamen Testaments zu besitzen. Eine ähnliche Aufgabe, die einem Photographen gestellt wurde, bezog sich auf die Photographie eines Testaments, das diesmal auf den Rücken eines Mannes tätowiert worden war. Da die Niederlegung dieser letztwilligen Bestimmung bei Gericht nicht gut möglich war, so mußte man sich mit dem Lichtbild des Rückens begnügen, auf dem die Bestimmungen zu lesen waren. Eine englische Wochenschrift weiß noch von anderen solchen eigentümlichen Bestellungen bei Photographen zu berichten. Eine Firma bestellte eine Reihe von Photographien von einer Dame, die sich einer Abmagerungskur unterzog und deren Erfolge in sämtlichen Stadien der Verminderung ihres Körpergewichts im Lichtbild festgehalten werden sollten. Ein frühzeitig mit einer Glase ausgestatteter Herr, der ein Haarmittel benutzte, ließ sich in regelmäßigen Abständen photographieren, um die Zunahme der Lockenfülle auf seinem Haupt auf diese Weise für die Nachwelt zu verewigen. Bisweilen bringt eine sonderbare Pietät die Angehörigen von Personen, die einem Verbrechen oder einem Unglücksfall zum Opfer gefallen sind, auf sehr sonderbare Gedanken, und sie wünschen den Schauplatz dieses traurigen Ereignisses stets im Bilde vor sich zu haben. So wurde in einer kleinen englischen Stadt ein Mord begangen. Ein junges Mädchen ging von Hause fort, nachdem es mit seinen Eltern frühstückt hatte, um sich wie alltäglich nach ihrer Arbeitsstätte zu begeben. Auf dem Wege wurde sie ermordet. Die Eltern stellten nun, um eine Erinnerung an ihr letztes Zusammensein mit der Tochter zu besitzen, den Frühstückstisch ganz so her, wie er an jenem Morgen gewesen war; der Stuhl, auf dem ihr Kind gesessen, wurde so abgerückt, wie sie ihn selbst hingestellt hatte, dann nahmen die Eltern an dem Tisch Platz und ließen sich photographieren. Ein Mann, dessen Frau sich mit Gas vergiftet hatte, bestellte ein Lichtbild von dem Gasofen, mit dessen Hilfe die Gattin aus dem Leben geschieden war, während ein trauernder Vater das Begräbnis seines Sohnes photographisch aufnehmen ließ, um auf diese Weise ein ihn augenscheinlich tröstendes Andenken zu besitzen.